

# J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1928 / NR. 38



Sitzendes Mädchen

Paul Bürck

T A I F U N  
VON THEODOR PLIVIER

Wie das Meer, dachte La belle Diane, wie das Chinesische Meer, das долгит в глахерной силье, Tage und Wochen, und dann plötzlich auflebt in wildem Ausbruch entfesselter Gewalten! Die Augen des Kapitäns waren klein geworden; wie Dolche standen sie in seinem Gesicht. Das Wort, das er ihr entgegengelehnt, hatte sie nicht verstanden; aber ihr Blut war alarmiert, und durch ihre Glieder rann jähre Furcht.

Dann war Gesicht wieder wie Glas, wie alle die Tage, die sie nun unterwegs sind, alle die Tage, in denen das Schiff sich unaufhaltsam durch das Meer geschoben hatte. Der Kapitän steht neben ihrem Liegesessel, in weißer Tropenuniform, glatt rasiert, höflich; er hebt seine Hand und deutet auf den Horizont.

„Der Ball wird nicht stattfinden heute Abend, Mademoiselle“, sagte er dabei. La belle Diane sieht weit hinten im Kielwasser des Schiffes ein schwarzes Horn hineinklopfen ins Licht; sie sieht, wie nach wenigen Sekunden schon das Ding riesige Ausmaße annimmt und den Himmel, der wie weiße Seide ist, aufspießt.

„Ein Tsunami“, sagt der Kapitän.

„Und ich werde tanzen“, sagt die schöne Diane. „Ich werde dennoch tanzen! Und wenn niemand kommt, ganz allein, für den Kapitän!“

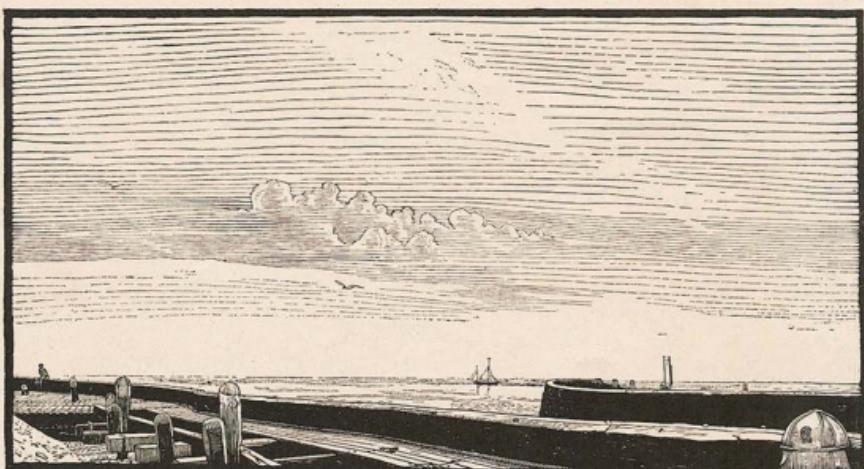
So war sie, eine Spielerin, die immer sich selbst einzog; und die immer gewonnen hatte! Aus dem stillen Lycium in der Provence hatte sie sich hochgespielt — La belle Diane, gefeiert in drei Gedichten! Colombo, Kalkutta, Yokohama war der Krantz ihrer letzten Erfolge.

In der japanischen Hafenstadt Kobe hatte sie sich eingeschifft auf dem Luxusdampfer „Hirotschi Maru“. Kaufleute, Ingenieure, Beamte, ein paar Missionare und ein Diplomat sind ihre Reisegefährten. Die sitzen und lachen alle die Tage und spielen Poker, trinken Whisky und Soda oder vergnügen sich an Deck beim Kriegsspiel. Sie kannte alle, kannte jede Bewegung von ihnen...

Die ersten Schatten des aufziehenden Wetters gehen über das Schiff. Die Rauchähnle, die sich aus dem Schornstein hoch in den Himmel gehoben hatte, ist jetzt eine weite, wolkende Fahne und wirkt ganz niedrig über das Wasser. Die Passagiere liegen auf rebsesselsternen Liegestühlen und baltzen Siefa mit ihren Frauen — Schafe, weiße Anzüge, gelbe rohseidene Kleider! Auf niedrigen Liegeböden stehen halb gelagerte Gläser; Magazine, die müden Händen entglitten sind, liegen auf dem saubergekäuerten Deck. Ein dicker Leebhändler, die erkaltete Zigarre zwischen den Zähnen, öffnet seine Augen und blickt über das Meer, das dunkel und metallisch geworden ist. „Doktor,“ weicht er seinem Nachbar, „Doktor, wie bekommen ein Wetterchen?“

Wenige Minuten später ist das Promenadendeck gesäumt. Almike Stowards verlaufen Stühle und Tische. Die Passagiere stehen an der Reling. Einige sind aus ihren Cabinen gekommen, tragen Delmont und haben elegante Südwester auf ihren Köpfen. Vom sicheren Podium des 10.000-Tonnen-dampfers aus beobachten sie das Schauspiel des aufzündenden Dekans.

Der Leebhändler weiß die Geschichte einer Insel, über die ein Tsunami



Hafendämme



Alter Hafen von Marseille

Karl Rabus

gegangen ist. — „Wie rastet!“ sagte er. „Pflanzungen und Dörfer wie rastet! Kein Hand und kein Haß ist längst geblieben!“

„Sieh Sie, wie er sich heranträgt, Marseillesse“, — wendet einer sich an Liane. „Hundert Kilometer in der Stunde!“ Liane aber schaut hinzu auf die Brückennock, auf der der Kapitän steht, in brauenden Dämpfen.

Die Luft ist so dicht geworden, daß das Schiff beide Teppicher führt, weiße elektrische Augen, die unverwandt hineinplätzen in den kranken Tag. Drei Uhr nachmittags ist es, und die Sonne steht hoch am Himmel. Eine mattrote, kraftlose Scheibe! Die Augen des Kapitäns gehen über die Wasseroberfläche. Seine Gedanken aber sind von gefürstet in einem düsteren Leichter, aus dem sie sich nicht wieder erheben können. La belle Liane! Wer Gott, er ist ihr aus dem Weg gegangen, immer und überall! Aber wo er auch hinkomt, auf seinem täglichen Rundgang durchs Schiff, bei den Mahlzeiten, in der Bibliothek, — überall mit ihr Gesicht, platzte ein Wort von ihr, das ihn ainging, das liegen blieb in ihm und durch seine Lage und Nächte.

Ein Vögel geht über das Schiff, daß es angesetzt bis hoch in die Masten hinein. Die Passagiere stehen zusammengeballt, wie eine vom Sturm gescheute Hecke. Losgelöst von dem Klumpen steht Liane; der Wind peitscht ihre Kleider und ihr kurzgeschnittenes dichtes Haar.

Dein Satan, er ist Kapitän, und er führt den größten Dampfer der Nippon Jūten Kaijū; was schert ihn ein Weib, dem der Wind die Kleider den Leib hochträgt! Der Kapitän richtet sich auf. Hoch und gerade wie ein Holz steht er auf der Kommandobrücke. Liane sieht seine Silhouette in den Himmel ragen.

Sie muß daran denken, daß er führt, was auf einer Diskonne, und an die wilden Geschichten muß sie denken, die man erzählt von ihm in den Leestuben seiner Heimat. Masker, der goldbetreiste Kapitän ist Masker! Aber sie wird tanzen! Heute noch wird sie vor ihm tanzen, und sie wird sein wahres Gesicht sehen!

Der Kapitän läßt das Schiff vor dem Wetter laufen. Brecher nach

Brecher wäscht über das Deck. Dampf stampft die Maschine, schiebt das Schiff unaufhaltlich auf seinem Ries nach vorn. Jedesmal, wenn einer der gewaltigen schaumgekrönten Wälzerberge es auf seinen Rücken nimmt, arbeitet die Schraube im Leerkast hohl in der Luft.

Das geht Stunden! Die Ausguckposten, die sich ablösen und über das Verdeck müssen, tappen durch fließenden Schaum. Die Passagiere haben sich in ihre Kämmer vertröchen. Bis auf wenige. Die stehen in der Rantline, klammern sich ans Geländer und stinken schwarze Schamps.

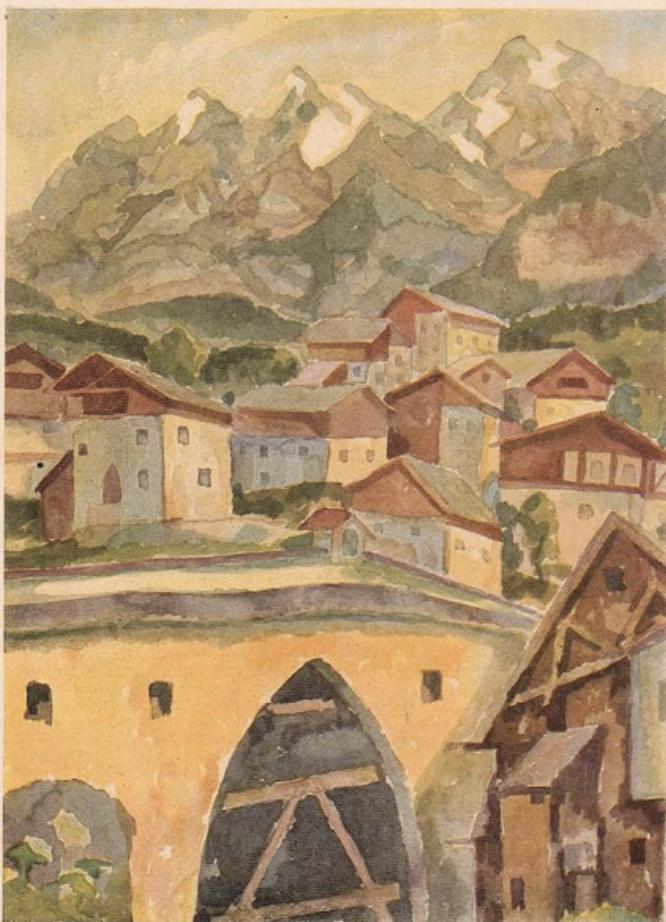
„Das Schiff ist ein Vieh!“ sagt der Leichandler. Einer kommt von draußen und hat blutiges Zeug in den Händen, kleine Vögel mit gebrochenen Schwingen. Der Sturm hat sie von irgend einer Insel her, tausende von Kilometern über das Meer gesetzt und gegen die Stahlwände des Schiffes geklatscht. „Es hagelt Vögel und Schmetterlinge!“ sagt der Passagier. „Das Schiff ist ein Vieh.“ wiederholt der Leichandler. „Es läuft wie ein Vieh! Aber der gelbe Satan von Kapitän sollte beiderden und die Naie gegen den Wind legen!“ .....

Noch einer wartet auf den Befehl zum Bedrehen, der wachhabende Steuermann auf der Kommandobrücke. Seine Augen können nichts mehr sehen; zu einem undurchdringlichen blau schwarzem Kloß haben Himmel und Meer sich zusammengepresst. Wenn das Schiff ein Wellental hineinfährt und der Bug sich in das Wasser endröhrt, hebt eine weiße Schammpolle sich aus dem Chaos und fliegt bis gegen die Brücke.

Es sieht wie in einem riesenhaften Backofen. Schweißtropfen stehen auf der Stirn des Steuermannes. Er schwankt die Brücke entlang, gegen die Wand gedrückt vom Druck des tobenden Oceans.

„Windstärke zwölf, Herr,“ meldet er. Aber der Platz, auf dem der Kapitän gestanden hat, von Anbeginn des Wetters an, ist leer.

— — — — —  
La belle Liane liegt zusammengerollt auf ihrem Lager. Die Lampe brennt. Baumelt von der Decke ihrer Kabine herab, bewegt sich in



Bergstädtchen

G. Lanzenberger

großen edigen Linien. Liane ist in einen kurzen Schloß gefallen, in ihrem Traum sind die Schreie des aufgewühlten Meeres.

Sie wacht auf. Unerträglich ist es in der Kammer. Die Luft ist dicht und trächtig von irgendwoher Unmenschbarem. In jähem Entschluß gleitet Liane heraus aus ihrem Bett, wankt zur Tür. Noch ehe sie den messingbeschlagenen Drücker packen kann, öffnet die Tür sich von selbst.

Eine schwefelfarbene Helle reicht durch ihre Augen. Im Moment überseicht Liane alles, den Ausschnitt von Himmel und Meer, die hohe Schiffssesselung, das Holz der Deckplanken und im Rahmen ihrer Tür den Kapitän!

Er ist gekommen, ihren Tanz zu sehen!

Und Liane tanzt! Auf bleichen Füßen weicht sie zurück. Der Boden schwankt. Mit den Schlingerbewegungen des Schusses geht sie in die Knie, schraubt sie sich auf schlanken Schenkeln wieder in die Höhe. Die kleine Kammer — Bett, Spind, Teppich — bewegt sich in langen unberührbaren Stößen, wie eine Streichholzschachtel in der Hand eines Riesen. Liane steht mitten auf dem Teppich, starrt auf den Mann.

Der steht zusammengekauert wie zum Sprung. Sie fühlt die Augen, die roten blutunterlaufenen Augen, die Stunde um Stunde in das Wetter gestieft haben, auf ihren Brüsten liegen. Ihre Hand hebt sich mechanisch, wie um das Gewand, das lose von ihren Schultern fließt, fester an sich zu raffen. In dieser Sekunde läuft ein tollkühner Gedanke

durch ihre Glieder. Mit einer großen Gebärde schüttet sie ihren Leib heraus aus der Seite, steht weiß und leuchtend im Raum!

Das Meer donnert gegen die Verdwand, die Stahlhaut zittert und droht, wie eine ungeborene Puppe ist das Schiff. Liane dreht sich in wildem Wirbel, wieft ihre Arme in die Höhe, krallt fliegend die Füste. Unsichtbare Fäuste zwangen sie hinunter an den Boden, sie erhebt sich jedesmal auf zitternden Füßen, stemmt ihren Leib in den Raum. Sie dreht sich. Und das in ihrem Schlaf eingebrochene Tier dreht sich, sucht eine Stelle, seine Pranken anzuwickeln, schlägt einen Kreis, und noch einen, steht zuletzt an der Tür mit abgewandtem Gesicht.

„Finish“, triumphiert die schöne Liane! Und ihre Stimme ist wie der Schrei der starken Vögel, die der Sturm nicht hat in die Tiefe zwängen können. Sie hebt das abgeworfen Gewand auf vom Boden, hält sich ein bis an den Hals. In diesem Moment sieht sie das Gesicht des Kapitäns. Ohne menschlichen Ausdruck ist es, die Linien verwirkt, die Augen geslossen, ein großes, gähnendes Loch!

Liane geht nieder in die Knie, fühlt es über sie kommen wie einen schweren Ball, sie verflucht mit dem Mann in einem Meer von schwearem, rotem Blut.

Die Passagiere erwachen. Jäh fahren sie auf aus ihren Betten. Alle haben die gleiche Empfindung wie der Steuermann oben auf der Brücke. Es war, als ob ein Zahn abgebrochen wäre, ein großer, gesunder Zahn!

Der Steuermann steht neben dem Rudergänger; er packt das Rad, dreht! Es läuft leer und zeigt nicht den geringsten Widerstand. Ein Wort hat der Steuermann noch: „Hol uns der Teufel! Die See hat den Steuer abgerissen!“

Die „Bataföchi Maru“ mit ihren dampfdurchzitterten Eingeweiden, Salons, Bädern, Licht- und Kühlanklagen, ist nur noch ein Kloß von 250 000 Tonnen, den das Meer auf die Seite legt und vor sich herschiebt. Noch ehe man eine Notsteuerung hat anbringen können,

Fortsetzung Seite 610

## Reiseandenken

von Lothar Briege

Das Reiseandenken stammt eigentlich aus derselben Zeit wie die langen Briefe und die Sammelschriften. Es lebt noch heute, aber das Gefühl ist längst tot, aus dem heraus es einmal geschaffen wurde. Darum wirken Reiseandenken in der Regel so eigentlichlich.

Die ersten, von denen wie wissen, daß sie mit Reiseandenken überzeugten, waren die Heiligen drei Könige. Sie kamen aus fernen Landen, und jeder brachte dem heiligen Kind etwas mit. Merkwürdig, daß schon damals das heilige Kind von allen diesen Geschenken nichts gebrauchen konnte! Dabei ist es bis heute geblieben.

Reiseandenken sind nicht dazu da, daß man sich selbst an eine Reise erinnert, sondern man bringt sie anderen mit! Daher erklär sich die Ihnen eigentümliche Geschmacklosigkeit.

Was sollst du deinen Freunden von der Reise mitbringen? Dich selbst! Und was deinen Feinden? Auch dich selbst!

Man soll an Reiseandenken einen Zettel mit dem Namen der freundlichen Spender anbringen. Wie leicht kann man sonst im nächsten Jahre in die peinliche Situation kommen, sie den Geben zurückzuführen!

Reiseandenken zeigen meist Ansichten. Reiseerinnerungen tun das leider sehr selten.

## Die bankenrotte Stadt

Ich bin so froh! Ein Trost so süß und lind wird mir vermittels einer Zeitung heute: Nicht Menschen nur — auch ganze Städte sind zahlungsunfähig oder plötzlich pleite!

Und ist bei mir die Konjunktur mal matt und mein Besitztum keinen Pfifferling wert, dann fühle ich mich stolz als deutsche Stadt und künde froh und frei: bei mir — Et. Ingbert!

Karl Kindt



Gespenstischer Tänzer

1928 A. Kubin



Grete Koch

Grete Koch

## Tragödie der Liebe am Sonntag-Nachmittag

Von Arnold Reinstein

Wenn am Sonntag bei schönem Wetter die Natur grüßt ist, ist es in der Stadt leer und ruhig. Das muß man ausnützen. Ich bleibe dann regelmäßig allein daheim, sitze in meinem Zimmer, lese ein bißchen was, oder blättere auch bloß die Seiten um, oder ich schreibe auf, was mir grad einfällt, aber gewöhnlich füllt mir nichts ein — es ist so schön! Sogar der Hund, der im Nachbarhof seine Bleise hat, sonst ein Repetierkläffer, respektiert den Tag und fällt mitnichten aus der Sonntagsgeige.

Mein Fenster geht hinten raus, ich sehe die Rückseite einiger Häuser. Im Hof steht eine Lagerhalle mit einem Blechdach. Auf den Altanen baumeln die Werktagskleider sonst im Sonntagswind. Die Bewohner der Häuser und Höhlen sind verschollen, ich bin ganz allein auf der Welt. Blauer Himmel. Blaue Seile. Leichte Stille.

Ein leichter Plumps aufs Blechdach schneucht mich auf. Ich geb ans Fenster hin — da stehen sich zwei gegenüber, federn, zum Sprung bereit: ein Kater und eine Kätzchen. Die Kätzchen trägt ein gepflegtes, graues, apart gesprengtes Fell, offensichtlich ein Fräulein aus gutem Hause. Er hingegen hat einen abgelegten Bettvorleger um, ein struppiges, verwahltes Fell, voll verwirchter, bräunlicher Färbung: ein Bagabund, ein Wildling, ein Wasfling. Aber Damen lieben manchmal grad so etwas.

Die Situation ist zugespielt. Es sieht nach Kauferei aus. Oder nach Liebe. Aber das sind bloß Rüttelnen.

Katzen darf man zusehen, da braucht man

sich nicht zu genieren. Sie streichen um einander herum, sie zeigt sich von allen Seiten, und er betrachtet sie ausmeckham. Sie lockt ihn, und er läßt sich gerne laden. Sie spielt mit ihm, räkelt sich wollfisch, dehnt sich, schnurrt, gurrt zärtlich; kleine, herzdende, schmähchende Laute der Lust, Kauderwelsch eines verliebten Herzens. Sie hat Muß im Leibe. Aber der schwarzglänzende Kater ist kein Freund langwieriger, törichtsüßer Leckteilemechleien. Er geht gleich aufs Ganze, der ungeeignete Barbär.

Der überaus erpicht Kater steht da mit einem rechten Klobwund, aufgezogener Faßne, zittert vor Vergnügen und läßt wie hypnotisiert die teuflische Verführung an. Batsch! Jegendwo ist eine Tür ins Schloß gefallen. Die Kätzchen erschrickt und wendet scheu das Köpfchen. Als wollte sie männlich ausdrücken: „O Gott, wenn jemand käme!“

Da schnellt sich der heiße Kater mit einem brutalen Saß blindlings mittermannig, aber faulend und mit jüngstes frischem Geschlechtfleisch die Lüse blitzschnell über ein Mäuerchen auf einen Schuppen im Hof nebenan und ist verschwunden.

Eine peinliche Situation. Doch es läßt ihn nicht, geschmeidig und geräuschlos turnt der Einmannhöhe über das Mäuerchen hie nach, toll vor Zorn und Liebe, zum Aussetzen entgleisfen.

Nichts rüttet sich mehr.

Auf einmal hoppst unhebar die Kätzchen wieder auf das Blechdach, das hier die Welt bedeckt, schaut pfiffig zurück, schleicht vorsichtig vorwärts, lauert, schmiegt sich in die Dämmerin, und lauert. Und lauert. Und streicht nach einer Weile unruhig hin und her.

Der ausgeschmückte Kater traut sich nicht mehr in Erscheinung zu treten. Wahrscheinlich läßt er irgendwo hinter staubigen Grümpel versteckt, und Stroll und Kummer bekabbern sein Herz.

Die Kätzchen wartet noch immer, unruhig. Ach, jetzt will sie, jetzt ist sie so bereitwillig, so hingebungsvoll, ganz Erwartung, ganz Kätzchen. Käme er nun!

Aber er kommt nicht. Langsam, o wie langsam, zögerlich, ungläubig, schlägt sie sich zum Gehen an. Einmal noch schaut sie testlos zurück, wo das Mäuerchen steht, eben ein Symbol der Trennung. Dann springt sie endgültig vom Dach auf eine Lüse, von der Kätzchen hinab in den Hof, und dehnt sich vergrüßt an der Wand entlang.

Da sieht sie nun, auf der jenseitigen Mauer, die den Hof vom Nachbarsgarten trennt, schlägt sich rechtmäßig mit der Pfote über Gesicht, putzt sich, wachhaftig: sie putzt sich, macht sich schön, schmiert mit dem Jünglein Spiegel aufs Haar und glättet es sorgfältig. Sie putzt sich — und dabei ist ihr innerlich was entzwey gegangen.

Jetzt sieht sie sich um, und eine geheime, befriedigende, schön Hoffnung läßt sie um mindestens einen Zentimeter wachsen. So gemein darf doch das Schäfchen nicht sein!

Doch, es darf. Der Hof bleibt leer. Er liegt schon im Schatten. Die Sonne tritt ab, die Lust wird grau. Dämmerung sinkt.

Die Kätzchen — huch — eben war sie noch da. Du guter Gott, was haben die zwei aus dem schönen Sonntag-Nachmittag gemacht! Kätzchen haben sie ihn sich gemacht.

Manche Leute verlaufen sich so ihr ganzes Leben.



Siamesische Kätzchen

Ernst Pinner  
Gena Pinner

## Die Kurliße

Aus den Kurlißen, die mir ins Zimmer flogen,  
steigt ein wunderschöner Regenbogen  
von Gartengrün, Esingogelb, Trompetengold und Seeblau  
und all den Farben einer süßen Fee-Frau.

Leider lese ich aus diesen Lüsten,  
daß ich niegends abgestiegen bin:  
nicht im „Palace“, nicht im „Grand“, noch im „Touristen“,  
nicht aus London kommend oder Warschau und Berlin.  
Niemand weiß, daß ich zuhause die Kur  
(einem Mädchen) mache und eben niedersinke  
und die hergenewende Natur  
von dem Munde der Beliebten trinke.

Victor Wittner

## Internationale Konferenzen

Von Ramon Gomez de la Serna

Es gibt in jedem Lande würdige Männer, mit Vollbärten, die  
eigens zu dem Zwecke geboren scheinen, um ihr Vaterland bei interna-  
tionalen Konferenzen zu repräsentieren.

Das Geheimnis, weshalb so viele junge Männer um ihre Bügel-  
falten ängstlich besorgt sind und ihre Väter mit Kravattenechungen  
dem Raum in die Arme treiben, liegt darin begründet, daß sie alle  
ausserjährl. sind, decent auf einem internationalen Kongreß teilzu-  
nehmen. Alle hatten ursprünglich andere Berufe: sie malten, schrieben,  
ja sie stießen — alles vergeblich! Am Ende landeten sie dennoch  
in den internationalen Konferenzen.

Diese Menschen sind alle dazu geboren, photographiert zu werden.  
Man sieht ihre Bilder, vereint zu erotischen Gruppen; vor etwa:  
Herr von Scoundre, Delegierter von Frankreich, im Gespräch mit den  
Delegierten des Tschechoslowakien und von Paraguay. Männer von  
verschiedener Gestalt, aber alle gleich in der verbüdernden Lehnlichkeit  
ihrer gestreiften Hosen, und den Zylinderhüten, die so sehr an die  
Kopfbedeckungen schmerzgebeugter Ledtragender bei Beerdigungen ge-  
ähneln.

Sobald sie zu ehrten, ausgeprägten politischen Persönlichkeiten ge-  
worden sind, versammeln sich diese Herren an den grünen Konferenz-  
tischen, die mich immer an große Billardtische erinnern. Meistens wird  
hier auch ein sehr interessanter Billard gespielt, ohne daß überzeugige  
Spieler das Tuch zu zerteilen vermögen.

Der Konferenzsaal bietet das Bild einer wahnhaftig gewordenen  
Landkarte. Alle Edtelle, Inseln und Halbinseln haben ihre Plätze  
verschoben, und an der Seite Chinas befindet sich Dänemark. Die  
selbstamteste Dinge spielen sich hier ab. Nordamerika und Südamerika  
säcken die Kopfe zusammen und unterhandeln in Freundschaft über  
Telephonangelegenheiten. Die Gilbürderung geschieht hier, indem der  
Delegierte von Dänemark den Delegierten von Celebes eine Zigarette  
reicht und dabei gezwungen ist, über die gleich einem Hochgebirge  
aufgestiegenen Schultern des Schweizer Abgeordneten hinwegzugehen.  
Bei diesen Konferenzen werden die ersten Dinge mit spielerischer  
Leichtigkeit erledigt. Eine ganze Nation ist in Gefahr, wenn jener  
Delegierte mit seiner Nagelfolie wie mit einem Schlaglichtschwert spielt,  
und jener andere hält den Federstiel in Händen, als sei er ein Speer,  
der jeden Augenblick dem Feind ins Herz gesplendet werden sollte.  
Der Briefbeschwerer in der Hand des Deutschen scheint wie eine  
versteckte Kanonenkugel, und der schmächtige, nervöse Inde hält sein  
Hörerohr wie einen vergifteten Stein.

Die internationalen Konferenzen tragen eine ungeheure Macht in  
sich, die in der Weisheit und in der Weisheit der einzelnen Völker be-  
gründet ist. Das Schicksal jedes Landes liegt in der Hand seiner  
Vertreter, und jeder mag sich hütten, daß sein Nachbar nicht über seine  
Achsel hinweg die wichtigsten Notizen kopiert.

Die kleinste Bewegung gewinnt hier symbolische Bedeutung; und  
wenn der Delegierte von Afghanistan in der Nähe bohrt, so ist dies  
kein einfaches Nasenbohren, sondern der afghanische Staat beschäftigt  
sich mit Bohr- und Schurfgerechtigkeiten.

Dieser Husten? Der Husten eines ganzen Volkes, nein mehr: ein



At:

C. W. Nay

Sturmwind, der aus den schneien Gleichesfeldern seiner Heimat  
bläst. Warum streicht sich der Deutscher mit der Hand über  
Haar? Es ist der Wind seiner Heimat, der über die sanften Hänge  
des Wienerwaldes streicht.

Aber der Höhepunkt des Ganzen, jener Augenblick, auf den sich die  
allgemeine Erwartung konzentriert, ist der, wenn alle Bevollmächtigten  
in einer Parü ihre Brillen auf dem Tisch liegen lassen, sich erheben  
und rufen, indessen alle Blicke voll Andacht auf ihnen ruhen.

Bei diesem Augenblick, in dem weder gesprochen noch geschrieben  
wird, haben die Brillen, die einfach auf dem Tisch zurückbleiben, einen  
seltsamen Ausdruck, den nicht jeder zu ergraffen vermag. Manche sehen  
traurig und resigniert aus, manche herrisch und drohend, andere wieder  
freudig und blutdürsig. Brillen, die wie Angeklagte aussehen und  
Brillen, die Richter gleichen. Auf der Spezialkarte, die über jeden  
Tisch gebeugt liegt, schlummern die Brillen in demütigender Untätigkeit.  
Man könnte sich beinahe fürchten, wenn man all dies beisammen  
sieht, den Apparat der größten weltgeschichtlichen Ereignisse in einer  
Stunde der Untätigkeit.

Wenn die Brillen der Weltkonferenz einsam auf dem Tisch liegen,  
scheint es, als berührte zwischen zwei historischen Entscheidungen eine  
halbe Stunde Waffenstillstand.

(Deutsch von Ernst Felix Weiß)

zur Erwartung!



Dominus Bröüm 1928.....



und von Kolosippis für Folgen!

# Ein Fräulein beklagt sich bitter

Ich bin sehr schön. Und bin als schön bekannt.  
Fast jeder denkt bei mir an Botticelli.  
Ich bin nicht hübsch. Und bin nicht interessant.  
Nein, ich bin schön! Und dabei heißt ich Elli.

Sobald ich wem zum erstenmal begegne,  
so wird frömm und sieht mich traurig an,  
als hätte er darum, daß ich ihn sege...  
Die Männer glauben, daß ich segen kann.

So schön wie ich zu sein, ist kein Vergnügen.  
So schön zu sein wie ich, ist eine Dual!  
Die Männer wählen mich zum Ideal.  
Und wen sie auswählen, der muß sich fühlen.

Man sprach mich heilig, weil man es so wollte.  
Und keiner fragte, ob ich heilig sei!  
Ich bin ein Mädchen, und gesund dabei,  
und weiß nicht recht, warum ich frömm sein sollte.

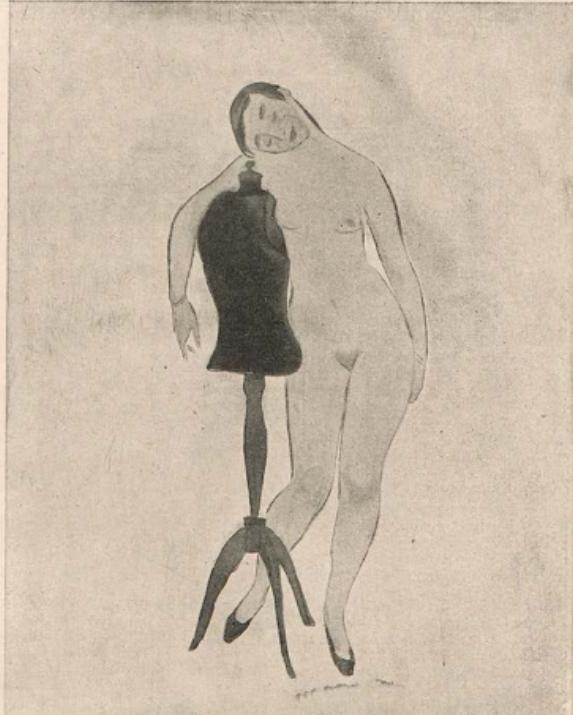
Ja ich bin schön! Betrachte mich genau!  
Ihr solltet nicht so edel mit mir sprechen...  
Das Frömmste an mir ist der Körperbau,  
und mich zu lieben, wäre kein Verbrechen.

Macht Verse! Malt mich ab! Seht mich in  
Noten!

Mir ist es recht, da es mir recht sein muß.  
Doch gäste nicht nur, als wäre ich verboten!  
Kein Mädchen ist zu schön für einen Kuß.

Was soll ich einsam als Profil und Alt?  
Mir ist, als ob ich in der Kirche stünde.  
Ich bin so schön. Noch keiner sah mich nackt.  
Wo ist der Mann, der mich vertrogen packt!  
Dass ich so frömm zu mir sei, das ist Sünde...

Erich Kästner



Der Mannequin

Georg Walter Rößner

## HERR MILBENFUß

Text und Zeichnungen von Adolf Uzarski

Hä, gehen Sie mir weg mit Italien! Sind  
das dort Beamt! Wenn ich die Mussolini  
wäre, meine Herren, denen würde ich die  
Zibellinien beibringen. Sehen Sie mal bei  
uns dagegen — bei uns, man mag gegen  
unsre Beamten sagen, was man will, bei  
uns wissen sie doch wenigstens, was sie weiß  
find. Und wenn einer nicht mindestens in ihrer  
Gehaltskasse ist — Stehe ich da vor — na,  
ungefähr drei Wochen werden's her sein, da  
stehe ich im Zoo neben einem Herrn, der dem  
Löwen egal Zucker reingemischt. Meinen Sie,  
der Löwe hätte ihn genommen? — nee, uns  
Bereeden nicht, das Biest stand da wie'n  
Kloß und guckt den Zucker überhaupt nicht an.  
Na, mir tat der gute Zucker leid, und ich  
sage: „Der meint wohl, er ist süß genug!“  
Geben Sie's doch mal dem Tiger da, der  
schielt so neidisch rüber.“ Der Herr tut, als

ob er nichts gehört hat, und schmeißt weiter.  
Vielleicht so'n armer Laubfummi, denkt ich,  
und brüllt ihm ins Ohr: „Der mag keinen



Zucker!“ Fährt der wie'n Wilder auf mich los:  
„Habt ich Sie gefragt? Behalten Sie Ihre  
Weisheiten gefällig für sich, verstanden!“

Meine Herren, das war mir natürlich denn  
doch zu bunt, denn wo ich es doch gut gemeint  
hätte, und überhaupt, man ist doch nicht gerade  
ein Xebelsbiger — — also ich wurde nun  
natürlich auch etwas heftig, er noch mehr, er  
brüllt mich an, ich rüttle auch einen netten  
Ton, und — was meinen Sie, schreit der  
Mensch: „Wer sind Sie überhaupt? Stellen  
Sie sich mal gefällig zweit vor, wenn Sie  
mit reden wollen!“ Das kann er haben,  
denkt ich: „Mein Name ist Milbenfuß!“  
— „Sahh, Milbenfuß! — und was sonst weiter?“  
— „Wie, was sonst weiter? Ach so — Anton,  
Anton Milbenfuß! — „Soso — Herr Anton  
— ah Milbenfuß! Ich bin nämlich der Ober-  
stadtschreiber Bleimann!“



Das konnte ich natürlich nicht vorher wissen, und ich entschuldigte mich natürlich und sagte, er als Oberstadtssekretär und überhaupt

könne da natürlich keiner Zucker rein schmeissen, wie er wolle, und das ginge mich natürlich gar nichts an. Aber

ich hätte es wirklich nicht bös gemeint, und wenn ich vorher gewusst hätte, daß er ein so hoher Beamter sei — „Schön gut, schon gut!“ sagte er, „sehen Sie sich nächstens die Leute vorher an, bevor Sie sie anquatschen, Herr Anton Milbenfaß.“

„Sehen Sie, meine Herren, sagen Sie, was Sie wollen, mich hat das tatsächlich gefreut. Ich hätte Ihnen natürlich sagen können, daß ich als guftmusterter Kolonialwarengroßhändler — aber nein, ich habe es mit Absicht nicht getan. Warum? Na, selbstverständlich, weil unsere Beamten über uns stehen müssen! Denn wenn sie das nicht täten, und sie wären mit uns wie Fräulein Schong — ja, meine Herren, wegen was könnten wir noch auf sie stolz sein?“

Über nun sehen Sie sich mal dagegen die Beamten in Italien an! In Italien nämlich — als ich vor drei Jahren auf der Insel Capri war, eine schöne Sache, da ist nichts zu sagen. Das Meer, und überhaupt das Vegetabil und der Hölzen, wo sich der Dingoda, der Kaiser — na, ich komme nicht auf den Namen — wo sich der untergeküßt hat — wie gesagt, alles in Butter. Nur abends — abends war das natürlich immer verdammt

langweilig. Na, wir hatten da eine ganz nette Gesellschaft, ein Zahntechniker aus Stuttgart und dessen Frau, und — kurz und gut, abends machten wir uns zum Zeitvertreib auf dem Hof allerlei Spas, Schinfenklöpfen und Versleckenpielen und fachten uns alle an die Hand und schwankten uns so rum, und den letzten mußte man immer dann genau so lassen, daß er gegen die Aborttice flog — und was man so machte, wenn man Langeweile hat. Und — so klar, der Wein tat auch was dazu — denn sonst, man ist natürlich immerhin doch ein ernsthafter Mensch.“

Also schön, eines Abends kommt ein neuer Herr, so ein kleiner, dicker Italiener, und nach dem Essen kommt er zu uns raus auf den Hof, lehnt sich auf die Steintreppe und schaut zu. Amüsiert sieht kolossal über uns, lacht und klatscht sich egal auf die Beine, und das dauerte gar nicht lange — eins, zwei, drei, ist er mittan dabei. Sie denken natürlich, er hätte sich zuerst mal vorgesellt? Nein, Spas! Mir passt das natürlich auch nicht, denn man will doch als gebildeter Mensch wissen, mit wen man zu tun hat. Aber unser Kellner —

na natürlich, es war uns natürlich im Anfang sehr gegen den Strich gewesen, daß der jeden Abend so mit nichts, die nichts mittat. Aber weil keiner von uns Italiensch genug konnte, um ihm zu sagen, daß sich das natürlich nicht gehört, und überhaupt die Leute dort sind so ganz anders als bei uns, und so'n Kellner, meine Herren, neu wirklich, da könnten Sie glauben, Sie sind gar nichts und der ist'n Graf. Also der Kellner nimmt sich den kleinen Dicken gleich richtig vor, und das hätten Sie schon mäßen, wie der gegen die Volksstice flog. Und dann machen wie Schinfenklöpfen mit ihm, immer feste auf den feinen Podex, Gottgedenner, haben wie den verbläut! Wie kommen nun aber nicht mehr, so taten uns die Pisten weh. Und die Frau von dem Zahntechniker aus Stuttgart, so'n richtiges rauenesches Aas, die pischt ihn zwischendurch immer mit einer Stecknadel hinterein. Und

nicht zu knapp. Wissen Sie, nun natürlich, ich hätte mir das natürlich schwer verbeten. Denn mit einer Stecknadel, das geht natürlich zu weit. Aber der kleine Dicke? — keine Spas! Himmer fledt, lacht egal, und freut sich wie'n Schneekönig, moltebällig, moltebällig und so, und kommt gar nicht genug davon liegen.

Ja, meine Herren, und wer, meinen Sie, war das nun?! Jemand so ein Buchhalter oder kleine Geschäftsfrau oder so, meinen Sie, was? — Jawohl, beinahe daneingetreten! Der Wirt hat es uns am anderen Morgen gesagt: es war Seine Exzellenz der Herr Ministerialdirektor Sowiso aus Rom! — Bitte, was sagen Sie nun? Ein Ministerialdirektor aus Rom; läßt sich von einem Kellner gegen die Lokustüre schmeissen, und von einer Zahntechnikerfrau aus Stuttgart



gatt in Hintern pischn! Meine Herren, so was wäre bei uns — du lieber Himmel, stellen Sie sich mal bei uns einen Ministerialdirektor vor! Der spricht noch nicht mal mit Ihnen, dem sind fünf zu wenig. Nicht mal mit dem Kleinsten Hilfsbeamten könnten Sie das bei uns machen. Gott sei Dank!, kann man da nur sagen, Gott sei Dank!

Nee, gehen Sie mit weg mit Italien!

Paul Schondorff



Hoch hinaus

„Jetzt hat mei Tochter a Kind von'm Radfahrer und dancs von'm Fußballer. S' nächstes, sagt's, müßt von'm Tennispieler sein!“

# Die vollkommene Hygiene des Mundes und der Zähne ist die ODOL-Hygiene

Es hieß Eulen nach Athen tragen, wollte man dem modernen Menschen die Notwendigkeit der regelmäßigen Mund- und Zahnpflege erst beweisen. Sie ist heute dem wirklichen Mann ebenso sehr Lebensbedürfnis, wie dem geistig Schaffenden, der berufstätige Frau folgt die Gesetze der Mund- und Zahnygiene mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie die Dame der großen Welt.  
Karl A. Lingner, dem Schöpfer des Deutschen Hygiene-Museums, gebührt das Verdienst, die Hygiene des Mundes und der Zähne populär gemacht zu haben.



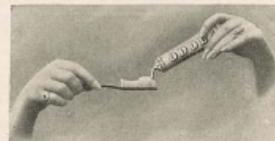
Das von ihm geschaffene Unternehmen, die Lingner-Werke in Dresden, darf sich deshalb erlauben, auf Grund seiner nahezu vierzigjährigen Erfahrungen im Dienste der Volksgesundheit das Gesetz der vollkommenen Hygiene des Mundes und der Zähne zu manifestieren.

I. Die erste Bedingung für eine wirklich vollkommene Mund- und Zahn-Pflege ist die praktische Eignung des Rüstzeugs: der Zahnbürste. Die vollkommenen Zahnbürste darf nicht gerade sein, weil sie so nur einen kleinen Teil des äußeren Zahnbogens reinigen könnte und für den inneren Teil überhaupt unbrauchbar ist. Eine konkav geschnittene Bürste eignet sich nur zum Putzen der Außenflächen der Zähne, eine konvexe nur für die Innenflächen. Die vollkommene Zahnbürste muß deshalb eine konvex-konkav Kombination darstellen, damit sie sich

dem anatomischen Bau der Zahnreihen anpaßt. Diese Eigenschaften besitzt die

ODOL-Zahnbürste, sie ist deshalb das ideale Gerät für die vollkommene Reinigung der Zähne. II. Eine Zahnpasta – selbst die vollkommenste – kann nur der mechanischen Reinigung der Zähne dienen, – sie ist wichtig, um den Zähnen strahlende Schönheit und blendenden Glanz zu geben. Die vollkommene Zahnpasta darf nicht grobkörnig sein und den Zahnschmelz nicht angreifen, sie muß feinkörnig sein und einen erfrischenden Geschmack besitzen. Diese Bedingungen erfüllt die

## ODOL-Zahnpasta.



Ihr kommen die zuverlässigen Erfahrungen zugute, die die Lingner-Werke während ihres fast 40jährigen Bestehens auf dem Gebiete der Dental-Chemie gesammelt haben, sie ist ebenso nach wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut wie Odol. Die Odol-Zahnpasta weist einen weiteren Vorzug auf: sie wird nur in garantierter reinen Zinntuben geliefert. Zinntuben erfüllen in ästhetischer und hygienischer Beziehung höchsten Anspruch – im Gegensatz zu den in Deutschland leider immer noch viel gebrauchten verzinten Bleituben, (die in anderen Kulturländern übrigens verboten sind). Für den Laien ist es schwierig, eine verzintte Bleitüte von einer reinen Zinntube zu unterscheiden, sie sehen äußerlich ganz ähnlich aus. Ver-

lassen Sie sich also nicht auf das Aussehen, sondern verlangen Sie – wenn Sie sicher gehen wollen, eine Zahnpasta in reiner Zinntube zu erhalten – ausdrücklich Odol-Zahnpasta.

III. Die mechanische Reinigung der Zähne ist zwar wichtig, doch erfüllt sie nur einen Teil der vollkommenen Mund- und Zahnygiene. Der wirklich gepflegte Mensch muß Wert darauf legen, die ganze Mundhöhle zu desinfizieren, um die vorhandenen Gärungs- und Krankheitserreger



in ihrer Entwicklung zu hemmen, einen reinen Mund, gesunde Zähne und frischduftenden Atem zu erlangen. Für diesen Zweck kann die Gesundheitswissenschaft aller Länder kein besseres Mittel nennen, als das klassische

## ODOL,

das nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nachweislich das beste Mittel zur Pflege des Mundes und der Zähne ist. Wer nicht nur durch ein blendendes Aussehen seiner Zähne als gepflegt erscheinen will, sondern Wert darauf legt, in jeder Hinsicht die Ansprüche der vollkommenen Hygiene des Mundes und der Zähne zu erfüllen, handelt nach dem hier entwickelten Gesetz, dessen Inhalt der Satz zusammenfaßt:



Alles  
guten  
Dinge  
sind

3

ODOL

Mundwasser

ODOL

Zahnpasta

ODOL

Zahnbürste



„Ich würde meiner Frau die Etonfrisur nie erlauben!“  
 „Aber, wie ich sehe, trägt die gnädige Frau — — —“  
 „Doch jedenfalls nicht mit meiner Erlaubnis!“

### Dreiklang

Drei Namen vergessen wie nimmermehr,  
 drei weibliche Olympiader:  
 Helene Mayer (mit weitem Ei),  
 Frau Radtke und Hilde Schrader.

Drei Siegerinnen: des Läufersports —  
 der leichten Klinge —, des Brustschwimms!  
 Drei preisgekrönte Heldinnen, — vorz;  
 Drei Jüder im unseres Luststums!

Sie heimstet drei gold'ne Medaillen ein  
 im großen olympischen Wettkampf;  
 für starken Arm — und geschwindes Bein —  
 und sicheres Aug' im Florettkampf!

Sie führten die deutschen Farben voran  
 beim Böllerungen des Fünfrings;  
 noch eh es gelang einem deutschen Mann,  
 gelang's den drei schnedigen Jünglings!

Dann merkt euch für immer die Namen,  
 die drei,

dass die Apotheose von statt gib:  
 Helene Mayer (mit weitem Ei),  
 und Hilde Schrader und Radtke.

A. De Nora

### Liebe Jugend!

Ich treffe auf dem Bahnhof meinen äusserst  
 schwerhörigen Onkel, der, ein gewaltiger  
 Rintod, schon viele Hirsche zur Strecke ge-  
 bracht hat und — nach Ausrufung und  
 Gesäß zu schliessen — eben wieder von einem  
 Jagdausflug heimkehrte. Da seine Gattin,  
 mit der er in vielseitiger kinderloser Che-  
 lebt, türkisch krani gewesen, begrüßte ich ihn,  
 nach Möglichkeit schmetternd: „Guten Tag,  
 Onkel, wie geht's der Lante?“ Er macht  
 eine unwillige Handbewegung: „Ah — miser-  
 able Kunst!“

Petrus

### Anekdoten

Der Maler Mopp erzählte:  
 Er wollte einmal Wedekind  
 malen.

Wedekind sagte univirsch:

„Malen Sie doch Steinrück  
 — der verträgt es. Wenn ich  
 ein Bild von mir will, geh' ich  
 zum Photographen. Der ist mein  
 Freund. Der Maler ist mein  
 Kritiker.“

Man sprach von einem be-  
 cümmten Philosophen: er habe  
 seinen Tag genau eingeteilt und  
 geregtelt; von acht bis zehn be-  
 antworte er Briefe; arbeite bis  
 zwölf an seiner Biographie; bis  
 zwei an dem Buch über Eremitt-  
 nischtheorie — kurz, jede Minute  
 bis zum Abend sei glücklich be-  
 setzt.

Egon Erwin Kisch: „Und  
 wann denkt er?“

Professor Enio Brentano, so-  
 lange er noch den Münchner  
 Lebhaftl innenhatte, galt keines-  
 wegs als Freund des Frauen-  
 studiums. Er hatte deme auch  
 eine einzige Hörerin.

Einmal sprach er von der Viel-  
 männererei auf gewissen Insel-  
 gruppen des Stillen Ozeans —  
 und sagte:

„Wenn unsren Mädchen es  
 wüssten, würden sie wohl sofort  
 dahin auswandern.“

Gewichter der Studenten. Die  
 einzige Hörerin erhebt sich empört  
 und schreitet von dannen.

Professor Brentano ruft ihr  
 nach:

„Aber! Wozu so eilig? Das  
 Schiff nach Australien geht erst  
 am Abend.“ Roda Roda

### Schnitte

Von Heinzerling

Wie man die Schöpfung bemängelt, halte  
 man sich vor Augen, dass Gott Autodidakte war.

Ich habe noch keinen Athiesten gefunden,  
 der Einspruch gegen die christlichen Sonn-  
 und Feiertage erhoben hätte.

Nachdem Gott sich in das Altraldasein  
 zurückgezogen, wollte man uns glauben  
 machen, die Juristen seien Materialisationen  
 der göttlichen Gerechtigkeit. Das rechtfertigt  
 den Athiesmus hinreichend.

Tschu ist unsere Religion und der Motor-  
 radsahere ist Asket.

Nicht nur der Politiker lebt von der Ge-  
 dächtnisschwäche der Massen.

Einst machte Dalila den Simon wehlos,  
 indem sie sein Haar abschnitt. Heute verhindert  
 sie es, indem sie ihr eigenes kürzt.



# TAIFUN

Von Theodor Plivier

(Fortsetzung von Seite 61)

wölkig eine ungeheure See über das Schiff. Die Leute stürzen an Deck und starren in den aufgetanen Rachen des Meeres. An legend etwas festes geklammert, sehen sie, wie es sich aus der Tiefe heraufwälzt, ein unheimlich mächtiger Leib, der seine Klauen auf das Schiff legt und ein Stück abzieht. Der Schenkeln und die Brüste flappen bei. Die Maschine arbeitet noch, wo das Dach abgerissen ist, qualmt das Licht elektrischer Lampen, verliert sich in der Ungeheuerlichkeit des Raumes.

Über Viane liegt es wie graues rauschendes Tuch. Einmal öffnet sie ihre Augen und schließt sie gleich wieder; ein bleifarbenen Himmel gleitet hinein in ihre Ohnmacht. Durch ihren Leib geht ein Riß. Also sie endlich erwacht, sieht sie eine Traube von Gestalten, die über sich hängen, grau und übernatürlich sind alle, und hinter den eng beieinander hockenden Gestalten steht ein fremder, entschlahter nackter Himmel. Viane liegt, bedeckt mit einem Stück Segeltuch, auf einem Fluss, bei ihr sind zwanzig oder dreißig Männer und Frauen.

„Die Rauchwolke kommt näher“, sagt eine Stimme. „Sie haben unser Signal aufgezogen in der Nacht, in einer Stunde werden wir gerettet sein.“

Auf dem Wasser treibt Wrackgut und treiben Boote. Alles ist dicht besetzt mit Menschen. Der Dekan ist weitergezogen; das aufgewühlte Meer hat er zurückgelassen auf seiner Bahn. Viane sieht die grauen Wasserberge unter den Booten und den schwimmenden Zeng durchtreten. In einiger Entfernung treibt das Wrack des „Hitachi Maru“. Der zerrissene Schiffsrumpf hat sich tief hineingetrunken in das Meer.

„Das Schiff hält sich keine zwei Minuten mehr“, sagt einer auf dem Fluss. Ein anderer sieht mühsam auf seinen Beinen und hält ein Glas an seine Augen. Es ist der Lebänder.

„Der Kiel hat den Teufel im Leib“, sagt er.

Viane sieht, wie auf dem Wrack eine Gestalt sich über das Deck bewegt.

„Es ist der Kapitän“, erklärt ihr eine Frau. „Er hat sich gehalten wie ein Mann. Mit der Pistole hat er die Leute von den Booten ferngehalten. Erst als das Wetter im Abstauen war, hat er Boote und Flöße freigegeben und hat selbst geholfen, alles alarmieren. Alle sind hell von Bored gekommen, nur er ist geblieben.“

„Der Kiel hat den Teufel im Leib“, sagt der Lebänder. „Er bindet sich mit einem Strick an das untergehende Schiff!“

Der Lebänder lässt das Glas nicht von seinen Augen. „Er reißt sich Hände und Hörn vom Leib“ berichtet er. Eine Bewegung geht durch das sinkende Schiff! Wie ein schwerbeladenes Paar, das an den Boden geht, setzt es sich in die Tiefe, erst vorn, dann achter! Nur die angebauten Teile ragen jetzt aus dem Wasser. Sie zittern in ihren eisernen Gefangen und neigen sich auf die Seite. In diesem Moment breicht die Sonne durch ein Wollentleib und legt einen gelben Glorieschein um den Mann, der mit blosselegtem Leib auf dem Brückenkumpf steht.

„Para-Kiel!“ registriert der Lebänder.

Über die Augen Vianes wischt ein roter Nebel. Sie hältt krampfhaft die Hände zusammen über ihren Leib. Als die Blick sich wieder zurücksetzt an ihre Stelle, ist die „Hitachi Maru“ verschwunden. Höcker, Lukendekel, ein gesplitteter Mast kommen an die Oberfläche gestiegen wie Fischblasen.



Lebisch

Bildnis



Kaulbach

Adleräger

## 1365 solche Abbildungen

finden sich in der soeben erschienenen neuen Auflage des

## Kataloges der farbigen Kunstblätter aus der Münchener „JUGEND“

204 Seiten auf Kunstdruckpapier  
und einer vierfarbigen Beilage, elegant steif broschiert

Preis 3 Mark

Über 90000 Exemplare wurden im Lauf der Jahre von diesem Katalog verkauft, der in erster Linie als Beihelf bei der Auswahl der „Jugend“-Kunstblätter gedacht ist, seine Verbreitung aber auch den zahlreichen Abbildungen verdankt, die ihn zu einem sehr unterhaltsamen Bilderbuch machen. Der Katalog gibt außerdem Zeugnis für die kulturelle Tat der „Jugend“ in der Einführung neuzzeitlichen Wandschmucks, denn ihre Bilder zieren heute in Millionen von Exemplaren das bürgerliche Heim, sowie ungezählte öffentliche Institute. Die neue Auflage des Kataloges wird den „Jugend“-Kunstdrucken  
sicher neue Freunde  
werben.

Zu bestellen durch den Buch- und Kunsthändler oder gegen Einsendung von RM. 3.50 durch

G. HIRTH'S VERLAG / MÜNCHEN  
HERRNSTRAßE 10



Eberle

Patriarch



Stud

Bildnis



# T A R I F E R H Ö H U N G

Erich Witke



„Da schau die Protzen, die können sich's noch leisten, ein Eisenbahnunglück mitzumachen!“